



Carsten Hucho und
Ferdinand Hucho

Wilhelm von Humboldt – Schnee von gestern?

Darf man von Humboldt noch zitieren – WvH., nicht AvH.? »Der wahre Zweck des Menschen [...] ist *die höchste und proportionierlichste Bildung* seiner Kräfte zu einem Ganzen«, schreibt der ältere der Humboldt-Brüder in seiner Schrift *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*. Er sieht außer der Freiheit eine weitere, wenn auch mit ihr eng verbundene Voraussetzung »für die Entwicklung der menschlichen Kräfte« – nämlich die »*Mannigfaltigkeit der Situationen*«.

Gilt dies heute nicht mehr? Fast hat es den Anschein. Auch wenn der Name »Humboldt« noch immer zahlreiche Sonntagsreden zielt und die Lippenbekenntnisse zu ihm als Vater deutscher Erziehungs- und Hochschulpolitik aus den Feuilletons nicht wegzudenken sind. Laut Berliner Hochschulgesetz dienen die Hochschulen »der Pflege und Entwicklung von Wissenschaft und Kunst durch Forschung, Lehre und Studium. [...] Sie wirken dabei an der Erhaltung des demokratischen und sozialen Rechtsstaates mit und tragen zur Verwirklichung der verfassungsrechtlichen Wertentscheidungen bei«. Ambitioniert und edel geht es auch im nächsten Unterpunkt weiter: »Die Hochschulen tragen mit ihrer Forschung und Lehre zum Erhalt und zur Verbesserung menschlicher Lebens- und Umweltbedingungen bei.«

Und selbstverständlich trägt die Humboldt-Universität zu Berlin das Humboldt'sche Ideal in großen Lettern auf ihren Fahnen. Ihr Leitbild¹ gibt Hoffnung: Hier hat Humboldt nicht ausgedient! Aber kann eine Universität heute mit diesem tiefen humanistischen Ansatz bestehen?

Stichwort ›Mannigfaltigkeit‹

Mit gewaltiger Energie (man kommt hier nicht ganz an dem Cliché von der deutschen Gründlichkeit vorbei)

arbeiten wir an der Erfüllung des Bologna-Abkommens und nivellieren fleißig die Buntheit unserer universitären Bildung zu Bachelor- und Master-Studiengängen, emsig den Anschluss an das meist niedrigere Niveau internationaler Konkurrenten suchend. Keineswegs soll der Name »Humboldt« für Stagnation stehen, keinesfalls soll gesagt sein, unsere zum Teil miserablen Studiengänge bedürfen nicht der Reform. Müssen wir aber wirklich resigniert die Flinte erfolgreicher Prinzipien in das dürre Korn des kleinsten gemeinsamen internationalen Nenners werfen?

Stichwort ›höchste Bildung‹

Was ist das: höchste Bildung? Nida-Rümelin sagt, Bildung sei das, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat. Bildung ist also das Gegenteil von auswendig gelerten Grundlehrbüchern, dargeboten in handlichen Häppchen, modisch »Module« genannt. Bildung ist der Mehrwert der Ausbildung.

Wie erlangt man »höchste Bildung«? Unsere Universitäten bemühen sich um sie, wiederum unter Berufung auf Wilhelm von Humboldt, durch Verknüpfung von Forschung und Lehre. Unser Land kämpft zwar um »Spitzenforschung« (weitgehend einseitig bei den Naturwissenschaften), aber im Wesentlichen durch Förderung von Großprojekten. Milliarden gehen in Vorhaben von der Weltraum- bis zur Genomforschung. Milliardenprojekte sind aber per definitionem nicht Sache der Universitäten. Außeruniversitäre Forschung und universitärer Unterricht wurden daher systematisch entkoppelt. Erst in jüngster Zeit scheint sich dieser Trend umzukehren, indem allen voran die Max-Planck-Institute, aber auch Institute der Helmholtz-Gemeinschaft und der Leibniz Gemeinschaft gemeinsam mit den Universitäten »Graduate Schools« und Forschungsk Kooperationen gründen. Und eine kluge DFG, mit einem klugen nun leider »ehemali-



gen· Präsidenten, holt die Exzellenz-Diskussion in die Universitäten zurück.

Problembereich Geld

Wilhelm von Humboldt redet auffällig wenig über Geld. Wir sollten ihm wenigstens darin folgen. Wer sagt denn, dass man Exzellenz wie im Fußball kaufen kann? Wer hat jemals eine Korrelation zwischen Spitzenforschung und Finanzaufwand nachgewiesen? Man muss nicht auf Einstein und die Relativitätstheorie zurückgreifen (oder gar auf Kant), um zu beweisen, wie ›billig‹ Erkenntnisdurchbrüche sein können. Nobelpreise wie der von Mößbauer, von Sakmann und Neher, von Blobel wurden mit geringen bis mäßigen Mitteln erarbeitet. Noch ›billiger‹ sind selbstredend die Nobelpreise der Theoretiker, wie der von Bardeen, Cooper und Schrieffer (für die nach ihnen benannte BCS-Theorie der Supraleitung), im Jahre 2003 der Preis für Alexei Abrikosov, Vitalii Ginzburg und Anthony Leggett für die Theorie kollektiver Ordnungsphänomene, um wahllos einige herauszugreifen. Anekdoten gäbe es zum Thema ›billige Nobelpreise‹ zuhauf, wie zum Beispiel die von dem 22-jährigen Doktoranden Brian Josephson, dessen zum Nobelpreis für Physik führende Doktorarbeit (über den später nach ihm benannten Josephson-Effekt) zunächst abgelehnt worden sein soll.

Wir haben ein unsinniges Verhältnis zum Geld. Bei den Naturwissenschaften wird an unseren Universitäten als ein Maß für Leistung unter anderen die Summe der eingeworbenen Drittmittel gesehen und entsprechend honoriert. Außerhalb des ›Systems‹ versteht dies niemand: Tatsächlich ist es also ehrenhaft, möglichst viel Geld zu verbrauchen, nicht etwa, möglichst viele Ergebnisse pro Geldeinheit zu erlangen? Wer kann es unseren Geldgebern verübeln, dass sie Kennzahlen sehen wollen, die den Erfolg ihrer Förderung schnell ablesen lassen? Wie aber lässt sich wissenschaftlicher Output überhaupt bewerten? Die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) sieht das sehr pragmatisch und will mit betriebswirtschaftlichen Steuerungselementen, wie sie sagt, die eigenverantwortliche Qualitätssicherung der Forschung stärken. In diesem Zusammenhang hat sie die 84 Institute der Leibniz Gemeinschaft aufgefordert, umgehend das betriebswirtschaftliche Instrument der Kosten-Leistungs-Rechnung einzuführen. Das Ziel ist einfach: der Übergang von der

Ausstattungsförderung zur Leistungs-(Output-)Förderung – transparent, natürlich. Während die Bewertung der Kosten unmittelbar einleuchtet, entzieht sich aber die Einführung eines handlichen Punktesystems für die Leistung im Wissenschaftsbetrieb dem gutwilligen Wissenschaftsbürokraten. Schon in der Leibniz Gemeinschaft ist es nicht leicht, so unterschiedliche Einrichtungen wie das Astrophysikalische Institut Potsdam, das Deutsche Bergbau-Museum, das Hamburgische Welt-Wirtschafts-Archiv und das Leibniz-Institut für Neurobiologie² nach einheitlichen – natürlich fairen – Kriterien zu bewerten.

Ist die Anzahl der Publikationen ein Leistungsindikator? Es gibt Mittel und Wege, die Publikationsanzahl bei gleichbleibendem Erkenntnisgewinn zu verdoppeln. Kollegen von der Universität Köln versuchten es einmal anders: Sie errechneten den Preis pro Veröffentlichung, oder besser noch: pro Zitat von Veröffentlichungen (also den »bang for the buck«, wie es in den USA heißt, den wissenschaftlichen Wirbel pro Euro, sozusagen). Damals erzielte zum Beispiel die kleine (billige) Universität Konstanz einen Spitzenplatz, weit vor viel teureren außeruniversitären Institutionen. Kein Wunder, dass ein solches Evaluierungskriterium keinen Bestand hatte.

Zählen Patente? Auch bei den Zoo- und Wildtierforschern? Wollen wir die Zahl der abgeschlossenen Doktorarbeiten bewerten – und dabei nicht zu inflationären Promotionsabschlüssen gelangen? Zählen Aufenthalte von Gastwissenschaftlerinnen oder der eigene Aufenthalt im Ausland – oder führt dies zu reinem Wissenschaftstourismus?

Vergessen wir von Humboldt nicht! Das wertvollste Prinzip, das wir in der Universitätspolitik mit seinem Namen verbinden, ist der Zusammenhang zwischen Forschung und Lehre. Nicht nur, dass der forschende Hochschullehrer spannendere, aktuellere, praxisnähere Vorlesungen hält und nicht einfach abgestandenes Lehrbuchwissen reproduziert: Verknüpfung von Forschung und Lehre bedeutet in unserem Land, dass mehr als anderswo Diplomanden und Doktoranden, also Auszubildende, die Träger der Forschung sind. Nimmt man die Postdocs hinzu, die Jungwissenschaftler in ihren Lehr- und Wanderjahren, so stellt die ›Lehranstalt‹ Universität ein Heer hochqualifizierter, -motivierter und vor allem unverbraucher, noch dazu billiger Forscher zur Verfügung, ohne die in deutschen Laboratorien nichts mehr ginge. Umgekehrt



ginge übrigens auch in der Lehre nichts mehr, wenn dieses Heer der Jungforscher nicht mehr als Tutoren und Assistenten zur Verfügung stünde.

Auch unser Vorbild, die USA, sieht es so: Dort gibt es etwa 100 Forschungsuniversitäten, die es ihren Studenten anbieten, forschend zu lernen. Daneben gibt es nahezu 4 000 Hochschulen, die zur wissenschaftlichen Spitzenleistung der Nation fast nichts beitragen. Die Chefs amerikanischer Forschungslabors geben durchweg deutschen Bewerbern bei Stellenbesetzungen den Vorzug vor Absolventen jener 4 000 amerikanischen Hochschulen mit ihren wesentlich kürzeren ›effizienteren‹ Studiengängen. Es wird für uns darum gehen, mit unseren Bachelor- und Masterstudiengängen dem richtigen Vorbild nachzueifern!

Man mag einwenden, dass aber im 21. Jahrhundert die schönen ruhigen Zeiten endgültig vorbei seien, in denen man sich dem Höheren und dem Reinen hingeben konnte. Auch wenn man der Verlockung widersteht, die marktwirtschaftlichen und scheinbar effizienten Strukturen amerikanischer Universitäten einfach zu kopieren, so ist das Hineinreden von Vertretern der Wirtschaft, der Ruf nach ›Transparenz der Förderung‹ und Effizienz in der Mittelverwertung, der lästige Populismus so manchen Politikers längst vom begleitenden Murmeln zur schrillen Dominante geworden.

Aber ist es denn nicht folgerichtig, dass man den veränderten Zeiten gerecht wird? Wenn Humboldt sich dem Ideal des menschlichen Menschen verschrieben hat, schön und gut. Sind die Zeiten nicht härter geworden – herrschen nicht andere Zwänge und Bedürfnisse? Bedenken wir: Die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Universität durch Wilhelm von Humboldt im Jahre 1809 lag auch damals eben nicht im Trend der Zeit. Im Gegenteil, sie stemmte sich gerade gegen die neue Entwicklung von der Bildung zur Ausbildung. Während im 18. Jahrhundert Bildung im Wesentlichen ein kulturelles Element war, setzte just zu Humboldts Zeiten die Umwertung der Bildung zum Wirtschaftsgut ein. Ende des 18. Jahrhunderts rollte die industrielle Revolution über Europa, und wenn es auch anfangs nur wenige Berufe gab, die nicht in der Produktion angesiedelt waren, begann die Industrialisierung rasch die Ressource ›Wissen‹ zu entdecken. Es wurden zunehmend Arbeitsplätze für

gebildete Menschen geschaffen, die den Arbeiter im reinen Produktionsprozess ergänzten (im 18. Jahrhundert wurde China dafür bewundert, 20 000 solcher Arbeitsplätze pro Jahr zu schaffen, in den USA sind es heute – bei vergleichbarer Einwohnerzahl – etwa eine Million pro Jahr).

Während also ironischerweise fast exakt *bis* Humboldt breites Wissen und Bildung als humanistische Werte erworben wurden und Bestandteil und Aufgabe der Kultur waren, musste nun eigentlich zunehmend Spezialwissen und Expertenwissen vermittelt werden. Der *ausgebildete* Mensch wurde zum Wirtschaftsfaktor. Und genau zu diesem Zeitpunkt, dem Übergang von Bildung zu Ausbildung, etablierte Humboldt ›seine‹ Universität – ein lupenreines Retro-Konzept. Und fast 200 Jahre lang konnte sich die Universität der Vereinnahmung als Berufsausbildungsstätte erwehren. Auch nach 200 Jahren zeigt sich, dass das Humboldt'sche Prinzip der Einheit von Lehre und Forschung neben dem unbestreitbaren hohen ideellen Wert wohl auch den höchsten wissenschaftspolitischen Wert besitzt. Die Studenten im Labor, die Doktorandinnen in der Lehre treiben die Erkenntnis an den Universitäten dynamischer, eben gerade unberechenbarer und damit wertvoller voran, als es jedes Ranking-System könnte.

Und vielleicht lohnt sich hier die Suche nach einem aussagekräftigen, objektiven Bewertungsschema für die Leistung einer Universität oder Forschungseinrichtung? Je näher eine Institution dem Humboldt-Ideal kommt, desto höher ist der Leistungsfaktor in der Kosten-Leistungs-Rechnung. Es müsste sich nur noch ein Wissenschaftsadministrator finden, der dies in eine einfache Formel gießt. Impact-Faktor (if)³, Hirsch-Faktor (h)⁴: Es gibt Ansätze, Qualität statt Quantität zu messen – aber das ist ein weites Feld, jenseits von Humboldt.

1 <http://zope.hu-berlin.de/ueberblick/leitbild/>

2 http://www.wgl.de/extern/institutionen/index_1.html

3 http://de.wikipedia.org/wiki/Impact_Factor und Zitate darin

4 http://arxiv.org/PS_cache/physics/pdf/0508/0508025.pdf